

(Nachdruck verboten.)

18]

## Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Tonet wurde dieser Totengraberarbeit sehr schnell müde. Die Kraft seines Willens war einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Als die erste Begeisterung vorüber war, erkannte er die Monotonie der Arbeit und rechnete mit Entsetzen die Monate und Jahre aus, die vergehen würden, bevor man das Ende erreichte. Er dachte, welche Mühe man aufwenden müsse, um jede Ladung Erde herbeizubringen, und zitterte vor Aufregung, wenn er bemerkte, wie das Wasser sich beim jedesmaligen Hineinwerfen trübte und dann sofort wieder klar wurde; immer sah man den stets sich gleichbleibenden Grund, der nicht den Schatten eines Budels zeigte, gerade, als hätte die ganze hineingeschüttete Erde sich in eine unbekannte Rinne verflüchtigt.

Zuweilen fehlte er jetzt bei der Arbeit. Er schüttete Schmerzen vor, die er sich im Kriege zugezogen, und kaum war der Vater mit der Borda unterwegs, so lief er nach dem kleinen frischen Winkel des Hauses Canamel, wo es ihm nie an Kameraden fehlte, die geneigt waren, mit dem Becher in der Hand eine Partie Karten mit ihm zu spielen. Er arbeitete höchstens zwei Tage in der Woche.

Der Onkel Paloma machte sich in seinem Haß gegen die Landarbeit nicht ohne Genugtuung über die Faulheit seines Enkels lustig. Sibi, sein Sohn war ein Dummkopf, daß er zu Tonet Vertrauen gehabt. Zwar, den Vurschen kannte er. Er war mit einem verkehrten Knochen zur Welt gekommen, der ihn immer am Arbeiten hindern würde. Der Militärdienst hatte seine Faulheit noch gestärkt, und er kannte dagegen nur ein einziges Mittel: Stockschläge. Da er sich aber im Grunde genommen freute, daß sein Sohn mit allen diesen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, so fand er sich mit der Faulheit seines Enkels ab und lächelte ihm zu, wenn er ihm in Canamels Hause begegnete.

Im Dorfe fing man wieder an, über die häufigen Besuche Tonets im Gasthause zu klatschen. Er setzte sich stets dem Schenke gegenüber, und Neleta und er starrten sich an. Die Wirtin sprach mit Tonet weniger, als mit den anderen Gästen. Doch ihre Augen wanderten instinktiv zu denen des jungen Mannes. Die Trinker behaupteten ihrerseits, daß der Kubaner jedesmal, wenn er eine Karte hintwarf, Neleta betrachtete.

Die ehemalige Schwägerin Canamels ging von Tür zu Tür und verbreitete diese Geschichte. „Sie waren miteinander einig; man brauchte sie nur anzusehen. Sie würden sicherlich das ganze Vermögen auffressen, das ihre arme Schwester zusammengebracht, und dem Gastwirt schöne Dinge vormachen.“

Canamel, der von diesen Reden nichts wußte, behandelte Tonet wie seinen besten Freund. Er spielte Karten mit ihm und rief seine Frau, wenn sie vergaß, ihm einzuschicken. Er las nichts in den Blicken Neletas, in diesen Augen, die in seltsamem Glanze schimmerten und mit einer eigentümlichen Ironie aufleuchteten, wenn sie angesichts einer solchen Zurechtweisung ihrem ehemaligen Bräutigam ein Glas kredenzte.

Die Reden, die man in Palmar darüber hörte, kamen dem Onkel Toni zu Ohren, und eines Abends führte er seinen Sohn aus der Hütte und sprach zu ihm mit dem ganzen Kummer des müden Mannes, der nutzlos gegen das Unglück ankämpfte.

Tonet wollte ihm nicht helfen, das sah er wohl ein. Er war wieder der frühere Faulpelz geworden, der keinen anderen Gedanken hatte, als seine ganze Zeit in der Schenke zu verbringen. Jetzt war er ein fertiger Mann, und sein Vater konnte nicht mehr wie früher die Hand gegen ihn erheben. Wollte er denn nicht arbeiten? . . . Nun, dann gut, dann wollte er das Werk ganz allein fortsetzen, obwohl er wie ein Hund zu arbeiten hatte, doch stets mit der Hoffnung, dem Undankbaren, der ihn im Stiche ließ, bei seinem Tode ein Stück Land zu hinterlassen.

Was er aber nicht so fallblütig mit ansehen konnte, war die Tatsache, daß sein Sohn seine Tage in Canamels Hause zusammen mit seiner früheren Braut verbrachte. Er konnte,

wenn er wollte, in andere Schenken gehen, in alle, nur nicht in diese.

Tonet protestierte heftig, als er diese Worte vernahm. „Lüge, alles war Lüge! Verleumdung der Samaruca, der Schwägerin Canamels, dieses boshaften Tieres, die Neleta haßte und nicht aufhörte, solche Klatschereien zu verbreiten.“ Und Tonet sprach das mit der vollen Energie der Wahrheit, erklärte beim Angedenken seiner Mutter, er hätte nicht einmal Neletas Fingerspitzen berührt und nicht das geringste Wort zu ihr gesprochen, das sich auf ihre frühere Verlobung bezog.

Der Onkel Toni lächelte traurig. Er glaubte ihm, er zweifelte nicht an seinen Worten, ja, noch mehr, er war überzeugt, daß alles, was man sich bis jetzt erzählte, Verleumdungen waren. Doch er kannte das Leben. Jetzt beschränkten sie sich auf den Austausch von Blicken, und morgen würden sie, von dem ständigen Weisammensein verführt, der Schande, der ganz natürlichen Folge einer solchen Gefahr, anheimfallen. Neleta war ihm stets als ein Windkopf erschienen, und sie würde sicher nie das Beispiel der Klugheit geben.

In diesem Augenblick sprach der redliche Arbeiter in so aufrichtigem und gutigem Tone, daß er auf Tonet starken Eindruck machte.

Er sollte doch nicht vergessen, daß er der Sohn eines ehrenhaften, in seinen Unternehmungen allerdings unglücklichen Mannes war, dem aber niemand in ganz Abusera eine schlechte Handlung zum Vorwurf machen konnte.

Neleta war verheiratet, und wer das Weib eines anderen zum Verrat zu verleiten sucht, begeht Sünde.

Canamel war jetzt sein Freund, sie verbrachten ihre Tage zusammen, sie spielten und tranken wie Kameraden; einen Mann unter solchen Umständen zu betrügen, ist eine Feigheit, die mit einem Schuß in den Kopf zu vergelten man das Recht hatte.

Der Vater schlug einen ernsten feierlichen Ton an. Neleta war reich, sein Sohn war arm, man konnte denken, er stelle ihr nur nach, um ohne Arbeit leben zu können. Dieser Gedanke brachte ihn in Wut und verwandelte seine Traurigkeit in Zorn.

Rieber wollte er seinen Sohn sterben sehen, als daß er sich mit einer solchen Schande bedeckte. Tonet, mein Sohn! Er sollte an die alten Palomas denken, die so alt wie Palmar waren, an dieses Geschlecht vom Himmel nicht begünstigter, aber redlicher Arbeiter, die eines Verrats unfähig waren.

Sie waren Söhne des Sees, die ruhig in ihrem Glend lebten, und wenn sie auf den Ruf Gottes ihre letzte Reise antraten, dann legten sie die Ruderstange zu den Füßen seines Thrones nieder und zeigten dem Herrn ihre schwieligen Hände und ihre von jedem Verbrechen reine Seele.

### IV.

Der zweite Sonntag im Juni war für Palmar der wichtigste Tag im Jahr.

Man koste unter den Bewohnern die „Medolin“, die Fischposten des Abuserasees und der Kanäle aus, eine traditionelle und feierliche Zeremonie, der ein Delegierter dre „Finanz“ präsiidierte, — eine geheimnisvolle Dame, die nie jemand gesehen hatte, doch von der man in ihrer Eigenschaft als Herrin des Sees und des endlosen großen Fischenwaldes der Dehesa mit abergläubischem Respekt sprach.

Um sieben Uhr waren alle Leute des Dorfes bei den Klängen der Kirchenglocke zur Messe gelaufen. Die Feste des Jesuskinds nach Weihnachten waren bedeutend, doch das war nur ein einfaches Kinderspiel im Vergleich zu diesen Tagen, wenn man daran dachte, daß bei der Zeremonie das Brot des ganzen Jahres und sogar die Möglichkeit, reich zu werden, auf dem Spiel stand.

Daher wurde auch die Messe dieses Sonntags mit größerer Andacht angehört. Die Weiber liefen fortwährend ihren Männern nach, um sie mit Gewalt mitzuziehen und sie zu ihren religiösen Pflichten zu bringen. Alle Fischer waren in der Kirche, doch trotz ihrer Andacht wanderten ihre Gedanken weit mehr zum See als zur Messe, und unter der Einwirkung ihrer Phantasie sahen sie den Abusera und seine Kanäle vor sich und dachten an die guten Bissen, die ihnen zufallen würden, wenn sie die besten Nummern erwischten.

Die kleine Kirche mit ihren weißgeputzten Wänden und ihren hohen Fenstern mit den grünen Scheiben konnte nicht alle Gläubigen fassen. Die Türen waren weit aufgerissen, und die Gemeinde strömte mit entblößtem Haupte auf den von der Sonne verbrannten Platz. Das Jesuskind zeigte auf dem Altar seine lächelnde Sanftmut und sein leichtes Nöckchen. Es war der Schutzpatron des Dorfes: Ein Heiligenbild, nicht größer als eine Zwergpalme, das aber trotz seiner Kleinheit in stürmischen Nächten die Barken derer, die die besten Fischplätze erhielten, mit Kalen zu füllen wußte und noch andere, nicht weniger merkwürdige Wunder verrichtete, wie sich die Weiber des Dorfes erzählten.

Von den weißen Wänden der Kirche hoben sich einige sehr alte, aus Klöstern stammende Heiligenbilder ab, Bilder von ungeheurem Umfange mit Scharen krebsroter Verdammter, die wie gekocht aussahen, und mit großen Reihen von Engeln mit Papageisflügeln, die mit Feuerschwertern auf sie losschlugen.

(Fortsetzung folgt.)

## Neue Belletristik.

Robert Sauted: „Dämon Berlin“. (Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.) Elektrische Lichter strahlen blendend einen Namen in die Nacht. Scheinwerfer lassen jäh ein Wort auf dem Straßenpflaster aufblitzen — Großstadtklamme! Büchertitel, die das ahnenmachende Wort Berlin ebenso blendend ausstrahlen — was sind sie anders, als Kessame dieser Art? Durch die verhöhnungsvolle Titelform: Marke Berlin hoffen alle diese problematischen Großstadtbücher ein gangbarer Artikel zu werden. Aus diesem Grunde verzichtete auch Robert Sauted nicht auf den verlockenden Titel „Dämon Berlin“, obwohl sein Roman außer einigen Straßen- und Lokalnamen nichts spezifisch Berlinisches vorbringt. Nun, die Spekulation ist gelungen. Der Verlag zeigt bereits die 15. Auflage an. Bei Lichte besehen entpuppt sich dieses fingerfertige Buch als vertwegene, manchmal ins Gedankliche gesteigerte, sozial verbrämte Kolportage. Der verbrauchte Titel „Dämon Gold“ hätte den Inhalt besser getroffen. Der amerikanische Schriftsteller Lawson hat für das von diesem „Dämon Gold“ in Bewegung gesetzte und ausgefüllte Seelenleben der Multimillionäre das Schlagwort: Rasende Finanz geprägt. Dieser rasende Finanz, die natürlich in der Großstadt am stärksten grassiert, geht Sauted nach. Dabei kommt ein Stück nicht immer stimmende Großstadt-Psychologie und ein an Sautedschen Drähten bewegter Romanheld heraus, dessen Wirkungsstätte das Warenhaus ist. Mit dieser Idee, das Getriebe des Großstadt-Warenhauses bloßzulegen und gewissermaßen eine wirtschaftliche Erscheinung zu sezieren, hält der Verfasser sein Publikum in Atem. Besagter Romanheld, in dem die rasende Finanz wütet, braucht nur anzulopfen und alle Türen der Bank- und Warenhäuser öffnen sich ihm; er braucht nur den Mund aufzutun und die stilisierten Weisheiten perlen ihm heraus; er braucht nur den Finger zu rühren und er beherrscht Menschen und Dinge. Dieser fabelhafte Glückspilz ist aber nicht nur ein Gedankenheld, er ist auch ein Gedankenleser. Alles, was hinter den Stirnen der Hochfinanz vorgeht errät er und gibt dann abermals Inatierende Pointen von sich. Kurz diese Ausgeburt von Hintertreppe und literarischer Barnum-Routine hat im Handumdrehen das ganze, so solid regierte Warenhaus des notabene christlichen Herrn Bräutigam, der im Nebenamt ein Heiliger und Romantiker ist, auf den Kopf gestellt. Er diktiert dem Böbel seinen Geschmach, spielt mit seinen Instinkten, verzieht die Massen in Taumel. Vor diesem Hiebändiger und Kessameder eines Warenhauses biegen sich die Börsenförtnige und die Stützen der Gesellschaft. So will es Herr Sauted. Doch auch auf diesen Erfolgsgänger — wie kommt es in einem moralischen Roman auch anders sein? — lauert das Verderben. Der Geist des Finanzgenies wird zur Rechenmaschine, der Kassenrapport ist ihm alles und die Zahlen stellen sich sogar zwischen ihm und die Schöne, deren höchste Günst er eben genießen will. Also reißt für Dalldorf. Wohl ihm — und uns. Bis auf dieses familienblattwürdige Ende, steht der Sautedsche Patentkerl dem Stilgebauerischen Mustermaßen Gög verzeißelt ähnlich. Das Gestaltungsvermögen des Autors ist wie bei Stilgebauer jeder Feinheit bar und auch die Zolasche Pose ist nur angelehnt. Hierzu fehlt ihm vor allem die große Wahrhaftigkeit. Er braucht große Romaneffekte und sagen wir höflich, die „Leichtgläubigkeit“ der Masse. Derselben Masse, deren höhnende Porträlierung ihm im Buche am besten gelungen ist. Die Phrasologie stellt sich vor die Charakterisierung. In Sauteds Buch lebt ein großes Stück vom modernen Amerikanismus.

Gabriele Reuters neuer Roman „Der Amerikaner“ (Verlag S. Fischer, Berlin) sucht auch einen gewissen Anschluß an den modernen Amerikanismus. Nicht wie Sauted hauptsächlich an die Mache, sondern an den Geist, an jene Denkungsart, die die

Arbeit an Stelle des Abels setzt und die neben den diversen Sports auch die Goldmacherei als eine Art Sport betreibt. In ihrem Amerikaner stellt sie einen solchen Mann der eigenen Kraft auf die Beine, der die Vorurteile seiner altadeligen vernücherten Familie verläßt und als Deklassierter eine starke Brise frische Luft und gesunde Vernunft in das morsche Stammesloß bringt. Die Geschichte wäre besser gelungen, wenn Gabriele Reuter selbst mehr aus der „guten Familie“ herauskönnte. Denn so radikal sie sich auch gebärdet, — die Kränze, die sie dem von Traditionen losgelösten Eroberungsgeiste schiebt, riechen ein wenig nach Lavendel und Thymian. Das sind die Kränzelein, die im geschützten Fedengarten der alten Zeit gepflegt wurden. Davon geht ein Hauch über die demokratische Propaganda Gabriels Reuters. Auch ihre Schreibweise verirrt sich immer wieder, wenn sie einen burlesken Anlauf genommen, ins Damenhafte und landet mit stichlichem Wohlgefallen bei der liebevollen Familienföderung in der behaglichen Art der scharmanten Unterhalterin. Ein erstaunlicher Blick für das Kleine, aber ein Verlagen, wenn Tiefere aus den Begebenheiten herausgeholt werden soll. Der Autorin gelingt es daher besser, zu hildern als zu bilden. Und der Herauskömmling, den sie trotz seiner Lebenstüchtigkeit dem Uebergangsmenschen aus aristokratischem Hause als bloßen Geldsack gegenüberstellt, setzt die Objektivität der Verfasserin und ihre Erkenntnis sehr in Zweifel. Denn auch er ist ein Uebergangsmensch, und was ihm an altem Blut fehlt, wird er durch neue Werte ersetzen. Der ästhetischen Kultur wird er seine gesunde Natur entgegensetzen und das persönliche Verdienst wird sein Wappen zieren.

Carrh Brachvogel: „Der Abtrünnige“. (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Gh.) Etwas markiger in der Gestaltung ist dieses Buch weiblicher Autorschaft. Süddeutschland als katholisches Land wird dem Roman mehr Beachtung schenken und auch mehr Verständnis entgegenbringen, als Norddeutschland, das den Spaltungen innerhalb der katholischen Kirche fremder gegenübersteht. Nicht diese Kirchenfragen mit dem Grundthema: Los von Rom interessieren uns, aber der anschaulich und packend herausgearbeitete Einzelfall dürfte auch für dogmenfreie Leser in seiner unaufdringlicher Schilderung anregend sein. Es ist die Geschichte eines Priesters, der sich aus der Luft des Wehrauchs, der fleischlichen Kasteiung und der fanatischen Intoleranz aus dem religiösen Delirium in die Helle protestierender Vernunft rettet. Er lehnt sich gegen den Bahnhutw päpstlicher Engherzen, gegen das Unschlurkeitsdogma auf und schüttelt mit dem Amtskleid auch die Herrschaft Roms von sich ab. Die Verfasserin schildert nicht, wie in den zahlreichen Sämerzensbüchern priesterlicher Räte, einen romanhaften Seelenaufbruch, in dem, wie üblich, das Weib die Hauptrolle spielt. Ihr Abtrünniger macht vielmehr ganz logisch und naturnotwendig einen Vernunftprozeß durch. Ueberzeugend ergeben Ueberzeugungen den Konflikt. Freilich, daß dieser innerlich freigewordene gebirglerische Priester — die Handlung spielt in einem oberbayerischen Gebirgsort — nunmehr Journalist werden will und noch dazu Berliner Journalist, scheint mir wiederum höchst unvernünftig. Diese schablonenhafte Lösung gehört zu dem Papiernen, das dem Buch zum Teil anhaftet. Die erste Anlage des Romans wird überhaupt streckenweise durch einen leeren konventionellen Stil unterbrochen. Demgegenüber stehen aber wieder Stellen von überraschender Kraft, wie z. B. das Kapitel vom sterbenden Angermeier, der mit seinem alten, ehrlichen, abgearbeiteten „Mensch“ in freier Gemeinschaft lebte und nun vom zelotischen Parier nicht absolviert werden soll. Oder die Kernszene des Buches, in der dem Abtrünnigen das körperliche Heil des Kranken über das seelische Heil geht. . . . Hier ist den Dingen plastische Gestalt gegeben und das dichterisch Gelingene hält dem Ausklärerischen die Wage.

Der Paragrafenlehrling. Von Walter Bloem. (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Gh.)

Schon im ersten Buche Walter Bloems: „Der krasse Fuchs“ stand hinter der Geschichte das Erleben. Dieser frische Hauch geht auch durch den vorliegenden Roman. Dort wurde die alte Burschenherrlichkeit aus der bengalischen Beleuchtung der Alt-Heidelberg-Romantik weggerückt und in das helle Licht der Wirklichkeit gesetzt. Hier zerpflicht eine bitter-wehmütige Objektivität die Referendarherrlichkeit. Der krasse Fuchs ist inzwischen Referendar in einem rheinischen Industriegebiete geworden, und während um ihn herum das Hämmern, Stampfen und Brausen der Arbeit erklingt, muß er als Paragrafenlehrling Lebensstatbestände in juristische Formeln umdenken. Der Verfasser ist selbst Rechtsanwält und, wie es scheint, einer, dem Menschenrecht über geschriebenes Recht geht. Darum mußte es ihm gelingen, das tote Paragrafenwesen in seiner ganzen unmissizierten Klauselwirtschaft und Verstaubtheit zu zeigen. Doch das wäre am Ende nicht mehr als ein trodener Tendenzroman geworden, wenn der Autor nicht auch daneben Dichter wäre. Dem trodeneren Schematismus der Alten und der Altemmenschen gegenüber läßt er das warm pulserende Leben und die dem Leben dienende Arbeit bewegt und farbig aufsteigen. Er offenbart die Armseligkeit der ideo Juristerei nicht an doktrinarer Amtsfällen, sondern am Reichtum der Welt und ihrer bleichenden Herrlichkeit. Die Natur blüht, das Buppertal liegt da als ein liebliches Bild, es lachen die Fluren und lachen die Mädchen. Und für die Menschheit

erlösende Kraft, die Arbeit, findet er prächtige Bilder, tüchtige Worte. Voll Schwung und Rhythmus spricht alles: das ist das Leben, das ist das Kräfteregen, das einen Sinn hat. Freilich können dem Autor die sozialen Kämpfe in den Kohlen- und Eisenwerken der rheinischen Gane nicht entgehen, und so bricht er sein Thema vom Paragrafenlehrling mitten durch und wendet sich den Lohnkämpfen und Massenbewegungen zu. Hier wird bedauerlicherweise sein Blick schief. Er vertritt die konstitutionelle Fabrik mit Gewinnanteil der Arbeiter und sieht doch in den Streikenden, die die Fabrik stillrnen, nur „wahnsinnige, vom Blutrausch verzerrte Urmweltbestien“. Er verkehrt die ökonomischen Grundlagen, indem er die Arbeiter durch die Herren leben läßt, während doch die Herren durch die Arbeiter leben. So verwandelt sich das klare Erkennen positiver Lebensmächte, wie es im ersten Teil mit hellem Schimmer über dem Thema lag und dessen Positivität poetisch vergoldete, im letzten Teil in ein trübes Verkennen sozialer Wahrheiten. Trotzdem bleibt die Anschaulichkeit der Geschehnisse und des Autors Gestaltungskraft, die sich besonders da im besten Lichte zeigt, wo er das Lied der Arbeit in betnahe dithyrambischer Begeisterung singt.

**Kurt Atram: Der Zahnarzt.** (Verlag Egon Fleischel u. Co., Berlin.) In diesem Roman wird der Versuch gemacht, das „dreieckige Verhältnis“, wie es in der modernen Ehebruchsliteratur meist ebenso pitant wie trivial aufgemacht ist, mit sittlichem Ernst zu behandeln und zu legalisieren. Welches ist die einfachste Definition für das Sittliche? Das Sittliche ist das Natürliche. Das Un sittliche ist also die Sünde wider die Natur. Kurt Atram hätte nun in erster Linie sein Problem — die Liebe eines Mannes zu zwei Frauen, bei der weder die eine noch die andere in ihrer Würde beleidigt wird — so anpacken müssen, daß er, psychologisch untersucht hätte, ob die Doppelhehe wirklich natürlich, also sitzlich sein kann. Das heißt, ob die Sanktion zu einem Bunde, der sich nicht über die Satzungen der landesüblichen Moral hinwegsetzt, im Leben gegeben sein kann. Die Mannespsyche wäre einmal bis in ihre letzten und differenziertesten Regungen zu zergliedern und in Wechselbeziehung mit ethischen Gesetzen zu bringen gewesen. GleichermäÙe hätten die Empfindungen der Frau, an die die Zumutung gestellt wird, eine zweite neben sich zu dulden und zu achten, spürsam analysiert werden müssen. Denn obgleich bedeutende Geister die Ehe zu Dreien bereits vorgelebt haben, die Frage steht dennoch offen, ob dabei jenes gebieterische Gefühl gewesen, das Gesetz und Richter entwaffnet, nämlich die wahre Liebe. Die Worte: wahre Liebe klingen natürlich für die Lebenskünstler unserer Tage weiblich sentimental, spießerhaft und fordern ihren Hohn heraus. Weil sie trotz ihres stolz behaupteten Gefühlsschwelms und seiner artistischen Nuancen dennoch so arm sind, das große, allgewaltige Gefühl nicht zu kennen, das nicht nur Leidenschaft des Blutes ist. Kann ein Mann nun diese wahre Liebe zu zwei Frauen zugleich haben? Diese primäre Frage sucht Atram gar nicht erst zu beantworten. Und doch wäre erst mit ihrer Lösung die Problemstellung seines Romans berechtigt gewesen. Nämlich: Wie verhält sich die Gesellschaft zu dem ehelichen Dreibund? Vielleicht ist eine Lösung für die erste Frage überhaupt nicht zu finden, da für das moderne Seelenleben in seinen Verästelungen eine gültige Norm nur unter Vergewaltigung der individuellen Natur gefunden werden kann. Aber dann hätte Atram wenigstens die subjektiven Gefühle seines Zahnarztes und die Unabweisbarkeit seines bigamistischen Handelns mit zwingender Beweis kraft schildern müssen. Ehe die Tragik der Doppelhehe innerhalb des gesellschaftlichen Lebens geschildert wird, hätte erst deren tragische Notwendigkeit dargetan werden müssen. Denn nur, wenn die Formel lautet: Doppelhehe als kategorischer Imperativ vermag ihr Konflikt mit der Normaltugend der Menschheit tragisch zu wirken. Bei Atram steht die Sache aber etwa so aus: Uebermenschenstum mit dem Motto: mein Vergnügen mein Gesetz.“ Allerdings ist ihm mit seinem Zahnarzt die Zeichnung dieses modernen Uebermenschenstyps bewundernswert gelungen. Er ist von allen Seiten voll beleuchtet. Auch nach jener Richtung hin, wo unter der Schwelle des Bewußtseins Lebensrätsel lauern, wird zuweilen durch ein feines treffendes Wort das seelische Dunkel wie mit Bliglicht erhellet. Und dann steht er in seiner ganzen Herdenmensch-Berachtung und seinem künstlich gezüchteten Satanismus da — der moderne Selbstling, der seine amoureuse Seele pflügt und sein Herz verleugnet. Ganz tote Person bleibt diesem plastisch gerundeten Charakterbilde des Mannes gegenüber die Gestalt der Legitimen, der schönen Polin. Sie wird nicht lebendig und der Leser kann kein Verhältnis zu ihr gewinnen. Man sieht sie nur fleischlich und wie sie „mit den Augen bligt“. Weil es Atram so gar nicht gegliickt ist, auch von dem besten am Weibe, dem Seelischen, ein Bild zu geben, glaubt man nicht an das ganz große Gefühl, das sie zu werden imstande ist. Viel lebendiger ist die zu teilen bereite Legitime herausgekommen, und alle Sympathien sind bei ihr. Vielleicht wird auch der polygame Zahnarzt bald ganz wieder bei ihr sein. Doch worauf es Atram am meisten ankam, mit strogender Sachlichkeit die Scheinheiligkeit der Gesellschaft zu zeigen, die hinter verschlossenen Türen alles erlaubt, aber für die Deffentlichkeit die Maske des korrekten Anstandes fordert — dieses Abbild der konventionellen Lügengesellschaft ist ihm meisterlich gegliickt. Er zeigt mit köstlicher Ironie, wie der, der den Mut hat, das Leben auf seine Art offen zu leben, von der Gesellschaft boykottiert, und der, der heimlich sündigt, als ehrengedachter Bürger anerkannt wird. Schade

darum, daß er am Ende die Illegitime durch Selbstmord der stillig entriisteten Gesellschaft aus den Augen schafft. Er hätte vielmehr mutig das von der Wohlstandigkeit angepöbelte Verhältnis mit den befreienden Studentenversen ausklingen lassen müssen:

„Gekränkt an der Ehre, verleumdet, verkannt,  
Behandelt mit schneidendem Hohne,  
Was wirft von edlem Jorn entbrannt,  
Der Mann der Welt an die Krone?  
Es sind vier Worte im stolzenen Ton,  
Und ruhig zieht der Edle davon.“

Der verstorbene Wilhelm Holzamer hat einmal gesagt: Stil ist Klarheit. So ist Atrams Buch eins der stilvollsten. Freilich der lange Aufenthalt in der längst langweilig gewordenen Welt der Litteraten und der Zeitungen reizt mehr als einmal die Geduld des Lesers. Die breite Ausmalung dieses Milieus vertragen wir nicht mehr. J. V.

## Kleines feuilleton.

„Die Göttin des Glücks“. Er hatte so gute Gedanken, der alte Professor! Famose Gedanken hatte er! Gar nicht wie alte Professoren sonst haben, die sich in ihren Denkstuben und Ateliers einspinnen in Schulen und Methoden, bis kein Lufthauch mehr an sie herankommt und sie vertrocknen müssen mitamt ihren Theorien.

Er hatte so famose Gedanken: kein Wunder, daß der Andrang zum Atelier enorm war. Daß aus seinen Schülern wirklich was wurde. Daß unsere Klasse die beste war. Ja . . . Sie möchten vielleicht denken, ich renommiere? Weileibe nicht. Es ist, wie ich sage: unsere Klasse war die beste.

Wie arbeitete er aber auch an seinen Schülern! Wie suchte er sie auf Schritt und Tritt zu fördern!

Was hatte er für Modelle an der Hand!

Haben Sie mal ein Modell gesehen? So ein richtiges Berufsmodell, das seine 8-10 Stunden täglich steht, wenn nicht oft noch mehr? Das — wo es auch sei — stets und ständig posiert: im Atelier, in der Elektrischen, auf der Straße, ja das selbst nachts im Schlaf plötzlich träumt, es stehe zu einem antiken Ringkampf und das Deckbett packt und es drückt und würgt, als wolle es ihm die Rippen brechen.

Diese Menschen sind schrecklich: man sieht ihnen den Verus an der Nase an. Sie kennen sämtliche Stellungen und Bewegungen, stehen alle mit demselben Ausdruck und fühlen keine. Sie haben sie hunderte von Malen gestanden.

Solche Modelle hatten wir nie. Wir waren verwöhnt in der Sache.

Eines Tages aber staunten wir doch. Das war in der Abendklasse, als das Modell kam, das ich nie vergessen werde: die „Göttin des Glücks“.

Ein Mädchen — fast noch ein Kind — von seltener Schönheit. Sie stand im weißen Gewand, ein goldenes Füllhorn in den Händen und lächelte . . . lächelte, wie ich noch niemanden lächeln gesehen.

Selbst das „große Licht“ (in jedem Atelier gibts mindestens ein Exemplar) schmunzelte. Und wenn er, der kommende Messias, schmunzelte . . . o ja, wir waren gewiß sehr entzückt.

So malten wir denn und ich zerbrach mir den Kopf, wer sie sein möge, und konnte das Gefühl nicht los werden, sie habe etwas Bedrücktes an sich.

Als die Pause kam, ging sie erregt auf und ab. Ja sah: es war ihr Debut. Sie hätte sonst gewünscht, wie nötig es ist, zu ruhen.

Und dann stand sie wieder im elektrischen Licht und lächelte. Und wir arbeiteten fieberhaft, die Skizze zu vollenden. . .

Einmal ließ sie das Füllhorn sinken und preßte die Hand an die Augen. Da kam ein schmerzlicher Zug in ihr Gesicht und als sie die Hand entfernte, war sie müde und bleich. Vielleicht irte ich mich. Vielleicht schien es nur so. . .

Dennoch: sie hatte die Arbeit unterschätzt. Modell stehen — selbst einfache Stellungen — ist kein Spaß. Die erste Stunde geht. Die übrigen aber! — wer nicht trainiert ist, hat nichts zu lachen! Das zwick und brennt und reißt in allen Gliedern und lähmt die Beine und krampft die Arme zusammen, bis sie herabsinken.

Das Füllhorn zitterte. Erst nur wenig, dann mehr und mehr. Und die Hände sanken und das Lächeln wurde müder. . .

Das „große Licht“ runzelte die Stirn. Was sollte das heißen? Warum lächelte sie nicht? Er brauchte doch das Lächeln! Müde? Da soll man nicht Modell werden. Das Lächeln wollte er haben; Und er trommelte nervös auf der Platte. Denn es kam nicht.

„Bitt schön . . .“, sagte er.

Da plötzlich schloß sie die Augen — senkte den Kopf — wankte —

Das Füllhorn flog krachend in die Klasse. Dann brach sie zusammen.

Wir eilten hinzu. Der Professor kam. Man trug sie in sein Atelier und benetzte ihre Stirn und Brust mit Wasser.

Jemand lief zu einem Arzt. Einer gab ihr Salmiak zu riechen. Ein anderer wollte sie mit Nadeln stechen. Ihr Puls ging schwach. Um die Augen suchte es. Endlich kam der Arzt. Unteruchte sie und schüttelte den Kopf. „Unterernährung — nichts gegessen — dazu die Aufregung — das erste Mal . . .“  
 Dann trug man sie fort.  
 „Fui Demmel!“ sagte das „große Licht“. „Diese Weiber! In Ohnmacht zu fallen! Wo ich fast fertig bin! — — —“  
 „Armes Kind!“  
 „Unterernährung“ hatte er gesagt. Und wahrscheinlich obdachlos. Und keinen Menschen. Niemanden . . .  
 Und hatte doch so lange gelächelt! Arme „Göttin des Glücks“!  
 W. P. Larsen.

### Musik.

Zwei Meister des Geigen-spiels haben in den letzten Tagen das Interesse der musikalischen Welt in Anspruch genommen: ein eben verstorbener und ein lebender, der außerdem zur Erweckung eines neuen Lebens auf dem Berliner Musikboden berufen ist. Am 22. Januar d. J. starb zu London August Wilhelmj. Seine Bedeutung lag im allgemeinen darin, daß er nicht nur Geiger, sondern auch Künstler war — und beides in hohem Maß. An Geigen-virtuosen haben wir übergenug, von dem größten, Sarasate, angefangen bis herab zu den Handwerkern der Orchester. Sie halten das Mittel zum Zwecke, das ist die gewandte Erzeugung schöner Töne, für den Zweck selbst, das ist das musikalische Singen und Sagen vom Herzen zum Herzen. Darin war unser seliger Josef Joachim noch der bedeutendste Künstler seiner Zeit. Und Hans v. Bülow beleuchtete diese Verschiedenheiten in seiner schlagkräftigen Weise, indem er sagte: „Gegen den Sarasate ist der Wilhelmj ein Joachim.“ So war es denn gerade Wilhelmj, der im ersten Vapreuther Jahr an der Spitze des „Nibelungenorchesters“ stand — der richtige Meister für den Meister, der Erfüller von Richard Wagners Forderung eines singenden und sagenden Geigentones. Vor 62 Jahren in einem nassauischen Städtchen geboren, Schüler des damals weithin wirksamen Ferdinand David zu Leipzig, begann er frühe das musikalische Weltreisen, zog sich dann in eine eigene Lehranstalt zurück und war zuletzt erster Lehrer an einer Londoner Musikschule, ohne sich dem heimischen Publikum wieder in ständige Erinnerung zu bringen.

Fast um ein Menschenalter jünger, vor 34 Jahren in Frankreich von halb deutschen, halb französischen Eltern geboren, hat sich Henry Marteau in noch früheren Jugendjahren aus einem Pariser Schüler zu einem Weltvirtuosen entfaltet. Seit einigen Jahren konnten wir auch in Berlin das anerkennende Urteil, das ihm als einem der ausgezeichnetsten Violinmeister zuteil wurde, bestätigen. Diese Erfolge, im Vereine mit einer siebenjährigen, anscheinend sehr fruchtbareren Tätigkeit am Genfer Konservatorium, hatten seine Berufung als Lehrer des Geigen-spiels an unserer Akademischen Hochschule für Musik zur Folge.

Im Jahre 1869 eröffnet, seither ununterbrochen von Joachim geleitet, hat die „Hochschule“ sicher nicht wenig für die Pflege eines guten Instrumentalspiels geleistet. Leicht konnte sie den übrigen musikalischen Lehrstätten Berlins zuvorkommen, da sie nicht nur über äußeren Glanz, sondern auch über eine in Berlin ihr allein vom Staat und von der Stadt zustehende Geldhülfe verfügt. Daß sie trotzdem stagnierte und die ringsherum sich mehrenden Fortschritte des musikalischen Studienwesens anderen überließ, scheint man seit langem auch an konservativsten und „höchsten“ Stellen gewußt zu haben. Das neue Direktorium, in dem freilich Marteau neben anderen zu raten und zu raten haben wird, hat nun Gelegenheit, nicht nur dies nachzuholen, sondern auch gegenüber den vielbesagten Schäden des heutigen Konservatoriumwesens ein neues Muster zu schaffen.

Wie steht es mit diesem Wesen? Neben den nicht mehr dürftigen Darlegungen von Behörden und von Privaten über den Stand des sonstigen Unterrichtswesens fehlt eine solche über die Musikschulen fast ganz. Veröffentlichungen wie „Mag Eesses deutscher Musiker-Kalender“ registrieren vielerlei, geben jedoch über den eigentlichen Unterrichtsbetrieb keinerlei Bescheid. Danach und nach weiteren Schätzungen dürfte es an Musikschulen, die mehr sind als kleinste „Klappen“, in der ganzen Welt weit über 1000 geben, innerhalb des Deutschen Reiches mindestens 600. Im Jahre 1902 zählte Berlin 167, im Jahre 1907 nicht weniger als 245 Musikschulen, ungerade den musikalischen Nebenunterricht an anderen Lehranstalten. Wir wünschen der neuen Direktion, daß ihr wenigstens so viel gelinge, wie an manchen dieser Stätten wenigstens bruchstückweise, wenn auch ohne äußeren Glanz bereits erreicht worden ist. 52.

### Physikalisches.

M. Blochmann: Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Das Bündchen, das — wie die beiden folgenden — zu der bei W. G. Teubner erschienenen Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus Natur und Geisteswelt gehört (Preis je gebunden 1,25 M.), bildet eine ausgezeichnet klare Einleitung in die Chemie. Von den einfachsten Vorstellungen und Erscheinungen ausgehend, vermittelt es dem Leser eine exakte Kenntnis wichtiger Vorgänge und Lehren der Chemie. Streng

wissenschaftlich und die Ergebnisse der neuesten Forschungen berücksichtigend, also populär im guten Sinne des Wortes. Die Abbildungen unterstützen die Darstellung in wirksamer Weise und veranschaulichen den Vortrag so, daß dem Leser, der den Wunsch hat, einzelne der beschriebenen und zur Entwidlung der Erklärungen benutzten Experimente selbst anzustellen, die Möglichkeit dazu gegeben ist.

G. Mie: Moleküle, Atome, Weltäther. Der hier behandelte Gegenstand gehört zu den schwierigsten Kapiteln der modernen Physik: Der feinere Aufbau der Welt zusammenfassenden Körper, ihre kleinsten materiellen Teilchen, also die Moleküle und Atome, und der von der Theorie als zwischen ihnen gelagert geforderte Weltäther mit ihren wesentlichen Eigenschaften und Wirkungen kommen zur Besprechung. Es ist dem Verfasser gelungen, diese schwierige Materie so darzustellen, daß jeder, der das Buchlein mit Sorgfalt und Ueberlegung liest („überfliegen“ soll man ernste Darstellungen ernster Fragen überhaupt nicht), zum vollen Verständnis kommt. Die einheitliche Behandlung von Problemen, die man früher als verschiedenartige aufsaßte und erst in jüngster Zeit als zusammengehörige erkannte, bringt es zu Wege, daß der Leser sofort in die modernsten Lehren und Theorien eingeführt wird, die der exakten modernen Naturlehre einen ganz eigenartigen Charakter geben und die der Nichtfachmann eigentlich recht selten kennen zu lernen Gelegenheit bekommt.

R. Wörnstein: Die Lehre von der Wärme. Ein ebenso wichtiges wie interessantes Kapitel der Physik ist hier nach allen Richtungen behandelt und klar dargelegt. Vom Einfacheren zum Komplizierteren fortschreitend, gibt die Darstellung dem Leser die Möglichkeit, den Gegenstand sich völlig zu eigen zu machen. Aber damit nicht genug, verleiht eine Anzahl wertvoller Tabellen und Zahlensammlungen dem Buche, so kompensiös es auch gehalten ist, den Charakter eines Nachschlagewerkes in allen Fragen, die zur Lehre von der Wärme und ihren Anwendungen gehören, und dieses verdoppelt so seinen Wert. —

### Technisches.

Samt. Samt zu tragen war früher ein Vorrecht der Reichen. „In Samt und Seide“ war gleichbedeutend mit großem Wohlleben und Luxus. Die Fortschritte in der Samtfabrikation, besonders in der Herstellung des Baumwollsamts, haben auch diesen ursprünglich aristokratischen Bekleidungsstoff stark demokratisiert. Unter den Arbeitern sind besonders die Zimmerleute und die Pfisterer große Liebhaber von Samtkleidung. Man versteht unter Samt einen Stoff, der auf einem tafelfartigen oder gelöpten Grundgewebe und einer haarigen Dede, dem sogenannten Flor oder Pol besteht. Dieser Flor besteht in der Regel aus gleich langen Fäden, die, wenn sie aufrechtstehen, kurz sind, wenn sie aber lang sind, nach dem Strich niedergelegt werden. In beiden Fällen können die Fädchen von zweierlei Art sein. Entweder bilden sie gewöhnliche Schleifen oder Maschen, oder aber diese sind in ihrem höchsten Punkt aufgeschnitten und liegen als Härchen da. Die erste Art bildet den unbeschnittenen, gezogenen Samt, die zweite den geschnittenen oder gerissenen.

Schon zur Zeit der römischen Kaiser wurde die Samtfabrikation betrieben. Im 12., 13. und 14. Jahrhundert stand dieser Industriezweig in Italien in hoher Blüte. Die beste Qualität kam jedoch aus Konstantinopel. Von Italien verbreitete sich die Samtfabrikation allmählich nach anderen Ländern. So wurde schon 1445 in Nürnberg ein sehr kostbarer geblümter Samt angefertigt. Heute ist Lyon einer der Hauptstühle der Samtfabrikation. Im Laufe der Zeit hat man gelernt, dem Samt das verschiedenartigste Aussehen zu geben, aber die Erzeugung des Flor's ist trotz der modernen komplizierten Maschinen im Grundprinzip immer noch die gleiche, wie vor einigen Jahrhunderten.

Den ersten großen Fortschritt in der Samtfabrikation, der zu einer großen Verbilligung des ursprünglich sehr teuren Gewebes führte, hat man in der Mitte des 18. Jahrhunderts in England gemacht. Dort hat John Wilson zuerst einen Baumwollsamt mit durchaus glatter Oberfläche hergestellt, der zuerst nur schwarz fabriziert wurde und nach der Stadt den Namen Manchester erhielt. Die's Zeug fand in ganz Europa so großen Beifall, daß es in allen Ländern bald nachgemacht wurde; in Frankreich von den Gebrüdern Havard in Rouen und in Deutschland von den Kaufleuten Lautensak und Gotta in Potsdam. Die Fabrik wurde 1765 gegründet, kam aber erst 1782 in Schwung.

Die Anfertigung des Manchester bietet vor derjenigen des alten Seidenamts große Vorteile, vor allem, weil dabei mindestens die Hälfte des Materials und auch stark an Zeit gespart wurde. Lange wurde Manchester nur aus Baumwolle angefertigt und erst im Winter 1860/61 hat man die Fabrikationsart auch auf Seide übertragen. Ein wichtiger Moment in der Entwicklung der Manchesterfabrikation war die Erfindung der französischen Tuchschermaschine, deren Messer die zu langen Härchen des Samt abschneiden. Die Samtweber in Lyon, die auf den modernsten Maschinen gegenwärtig etwa 12 Meter Samt im Tag anfertigen, gehören zu denjenigen Arbeitern Frankreichs, die am ersten den Nutzen gewerkschaftlicher Organisation einsahen. E. R.